

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Heiberg, Hermann: Die Erben

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Erben.

Von Hermann Heiberg.



Der reiche Bauer Klas Habermann, ein Greis von 80 Jahren, war in dem nordischen Dorfe Langenbuchholz frühmorgens, grade als der erste Hahn sein Lied gesungen, gestorben. Sehr plötzlich und unerwartet war sein Tod erfolgt. Noch nachmittags vorher hatte er neben seiner Wirtschafterin Trina Hald vor der Thür unter dem Ulmenbaum gefessen, vergnügt geschmunzelt, mit Vorübergehenden Worte ausgetauscht und wie immer seine Pfeife geraucht. Wie es zugegangen war, hatte der Allerweltsmann Emil Brodersen, der Barbier, am folgenden Tage vor dem Vesperbrot im Wirtshaus zur Post den gespannt aufhorchenden Gästen erzählt.

Zu ihm war Trina gleich hingelaufen, nachdem dem Alten in der Nacht so schlecht geworden und er angstvoll nach ihr gerufen.

Als Emil Brodersen an das Bett des Kranken getreten war, hatte er nur schwer und lallend gesprochen. Ein Schlag hatte ihn getroffen, eine Lähmung der Glieder war eingetreten, und schon nach halbständigem Verlauf hatte sich, während ihm Emil jede Erleichterung zu schaffen versucht, eine schwere Atemnot eingestellt. Unter der vergeblichen Bemühung, Widerstand zu gewinnen, hatte er seine Seele ausgehaucht.

Emil Brodersen war's auch, der die beiden Söhne, zwei weiter hinab im Dorf wohnende Bauern, von denen jeder eine Landstelle ihres Vaters als Pächter bewirtschaftete, von dem Unglücksfall unterrichtete.

Der eine der beiden Zwillingsbrüder — sie waren Zwillingsgeschwister — hatte sich eben aus dem Bett erhoben und stand, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem von der Landstraße durch einen stattlichen Vorplatz getrennten Besitz und guckte in die Luft. Er studierte das Wetter, da er beim Korn-einfahren war.

Als ihm Brodersen die Trauernachricht verkündete, riß er erst erschrocken den Mund auf. Dann stieß

er, ohne weitere Mitteilungen abzuwarten, die Hausthürpforte auf und rief laut nach seiner Frau.

„Komm gau her! Emil Brodersen ist da! Vater ist heute morgen gestorben,“ polterte er heraus.

Und als dann die Bäuerin, eine große, knochige Frau mit harten, gemüthlosen Zügen, herangekommen war, ging's ans Fragen, an so viel Fragen, daß Emil kaum auf alles Antwort erteilen konnte. Und bei allem, was sie sprachen, ließen sie durchschimmern, daß sie lediglich an die Erbschaft dachten, daß sie in größter Angst und Sorge waren, es könne jetzt irgend etwas zu ihrem Schaden aus dem Hause geschafft werden. Von einer Trauer war gar nicht die Rede.

Sie hätten auch lange warten müssen, äußerte unter anderem die Frau, während sie mit dem Schürzenzipfel über den Mund mit den dünnen, geizigen Lippen fuhr. Alle die Kinder und die verhältnismäßig kleine Stelle! Von ihm, ihrem Schwiegervater, dem Geizhals, sei ja bei Lebzeiten nie etwas zu kriegen gewesen.

Und Emil Brodersen, der sich gewöhnt hatte, lieber in solchen Fällen ein pfiffiges Schweigen zu beobachten, denn zu reden, bewegte nur mit einem inhaltslosen Ausdruck den Kopf.

Wohl aber schickte er sich an, teils infolge des Dranges, der erste Verkünder der bedeutamen Neuigkeit zu sein, teils als hilfsbereiter Allerweltsmann, auch dem anderen Bruder, der in einem alten, aber soliden Hause am Ende des Dorfes wohnte, Nachricht zu geben.

Es waren Mann und Frau beim Kaffee, als er rasch die Tenne des langgestreckten Bauernhauses durchmaß, sich atemschwer durch den mit Herdrauch angefüllten Raum drängte und um so hastiger und ohne anzuklopfen, die rotangestrichene Stubenthür aufstieß.

„Na, du? Wo kommst du denn so früh her, Emil?“ begann der Mann freundlich gemüthlich. Sie duzten sich schon von der Dorfschule her.

Auch die sauber aussehende Frau mit gefestigtem aber freundlichem Ausdruck in den Zügen erhob sich bei des Barbiers Eintritt und nickte ihm vertraulich zu.

Und gleich, auch ehe Emil noch mit etwas beginnen konnte, bat sie, daß er mit ihnen eine Tasse Kaffee trinken möge.

„Nein — nein — danke! Ich muß gleich wieder weg,“ erklärte Emil.

„Aber weshalb ich komme —“ fuhr er ernst und seine Worte bedeutsam betonend fort, „Vater ist vor einer Stunde plötzlich — gestorben. — Er hat einen Schlag gekriegt.“

Beiden fiel fast die Kaffeetasse aus der Hand, auch erhob sich der Sohn, und Thränen traten ihm in die Augen.

„Dod — dod —?“ stieß er plattdeutsch, in tiefer Bewegung heraus. „Ach, min leve Vadder. — Wo kann't angahn, — vertell mi, Emil — vertell mi gau —“

In gleicher Weise drückte sich die Frau aus. Ihr Schmerz war echt, so ergreifend, daß Emil selbst ein wenig weich wurde.

Sie wollten auch beide gleich mitgehen, sie beendeten hastig ihr Frühstück. Und was erforderlich war, das holten sie rasch herbei, und bald schritten sie zu dreien die Dorfstraße herab.

Es war ein herrlicher Sommertag. Nach einem kräftigen Nachregen war jetzt die hohe, blaue Luft gleichsam von allem Unreinen befreit worden. Etwas Frisches, aber auch Vergnügliches durchströmte die gesamte Natur. Die Vögel zwitscherten mit befreiten Lauten auf Bäumen und in G.büschen, und alles, was das Auge schaute, war in Sonnengold gebadet.

Aber gerade die herrliche Natur stimmte das Gemüt des Bauern nur noch weicher. Er redete gar nicht; er dachte nur daran, daß er nun nicht mehr, wie bisher, mit seinem lieben Alten plaudern, nicht mehr fühlen sollte, daß er an allem, was ihn und seine Frau betraf, Anteil nehmen würde.

„Das giebt ein schönes Erbe für dich, Peter,“ warf Emil hin, als sie eben um die Ecke der Dorfkirche bogen.

Er sprach, um endlich einmal etwas zu sagen, aber auch, um den Mann auszuforschen, um zu prüfen, ob auch er lediglich an den ihm zuteil werdenden Mamon dachte, wie sein habüchtiger Bruder.

Erst bewegte Peter nur den Kopf. Dann sagte er uninteressiert: „Kann sein, Emil, — aber vielleicht auch nicht. — Er hat mehreren was vermacht; so wird auf uns Brüder nicht so viel kommen. Wir haben ja noch Anverwandte, und ich weiß, er hat auch der Kirchengemeinde was ausgesetzt.“

„So, hat er dir das gesagt?“

Der Bauer bestätigte, kurz das Haupt senkend.

„Dein Bruder Jost rechnet, glaube ich, auf viel,“ warf Emil hin und sah dabei die Frau an.

Peter entgegnete nichts; sie aber, die Bäuerin, sagte stark und anzüglich betonend: „Ja, sicher, und wenn's noch so viel ist, wird's für ihn immer noch zu wenig sein. — Das heißt, — er ist noch nicht mal so schlimm, — aber Stine, seine Frau, die gönnt anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel, und uns möchte sie am liebsten in die Hölle wünschen.“

„Ach, ach, Anna!“ fiel der Bauer vorwurfsvoll ein.

Emil guckte ihn an. Er bejaß den Kopf eines Christus. Solche Milde lag in den regelmäßigen Zügen, so wohlwollend blickten die blauen Augen, und so rein war die Stirn und so edel waren die Linien. Der bäuerliche Anzug paßte kaum zu seiner sonstigen Erscheinung.

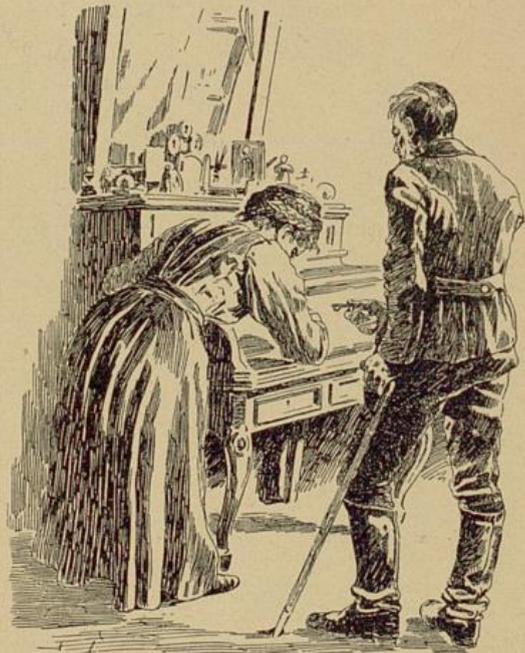
Die Frau aber schloß kurz: „Du nimmst sie immer in Schutz, Peter, aber es ist die Wahrheit. Bei ihnen sitzen Steine, wo andere Herzen haben. Ich lebe gern mit jedermann in Frieden und sage lieber nur jedem das Beste nach. Aber die — die — Und paß auf — es giebt noch Streit und Feindschaft jetzt. Mir ahnt so was.“

„So wollen wir ihnen lieber alles lassen. — Wir haben ja genug. Wir haben keine Kinder. — Du

erbst auch noch mal — Anna. — Geld — Geld — was ist Geld —?“ betonte der Mann selbstlos.

„Geld hat wenigstens den Wert, daß man damit anderen helfen kann,“ fiel Frau Anna ein. „Bei denen wird's in die Strümpfe gesteckt oder im Garten vergraben, bloß damit nur nicht einer daran kommen könnte. Niemand hat gut davon. Nicht einmal sie selbst haben es. Die Kinder sind rein verhungert. Sie kriegen nicht satt zu essen, bloß aus Geiz. Nein, nein komm mir nicht mit so etwas, Peter. Davon will ich nichts wissen. Was sagen Sie, Emil?“

„Ich sage, ich möchte gern mal ein bißchen mein Eigentum nennen! Ich bin und bleibe ein armer Schlucker. — Ich kann's nicht halten, und — und viele bezahlen mir auch nicht einmal, was sie mir schuldig werden. Wenn ich nicht Sonntags zum Tanz mit aufspielte, könnte ich mich kaum mit meiner alten Mutter nähren.“



Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Er sprach, wie er im Augenblick dachte, vielleicht auch mit einiger Berechnung. Menschen bleiben Menschen; jeder sucht vom Nächsten etwas zu erreichen, wenn der andere etwas mehr hat.

Das Ehepaar entgegnete nichts; sie waren nun auch schon bei dem Sterbehaus angelangt.

Als sie in das niedrige Wohnzimmer mit den netten, sorgfältig gehaltenen, blanken Möbeln eintraten — Emil hatte sich draußen von ihnen vorläufig verabschiedet —, fanden sie den Bruder und die Frau, wie sie im Begriff standen, ein Schreispult zu öffnen. Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Als sie ihre Verwandten sahen, standen sie, ihren Verdruß allerdings nur schlecht verbergend, davon ab, und sie äußerten auch nichts, als Peters Frau sagte: „Alles gemeinsam, im Einverständnis, unter aller Augen, sonst kommen die Gerichte dazwischen.“

Sie wußte nicht einmal, ob das, was sie redete, seine Richtigkeit hatte. Sie wußte nur, daß sie bloß so die habgierige Gesellschaft einschüchtern, sie verhindern konnte, etwas beiseite zu bringen. Auch dazu hielt sie sie für fähig.

Peter war schon, nachdem er seinen Verwandten stumm die Rechte hingestreckt, in das Sterbezimmer getreten.

Als ihm seine Frau folgte, stand er tief erschüttert neben dem Bett, und nun eben kniete er nieder und schluchzte bitterlich.

Er hatte seinen alten Vater von Herzen lieb gehabt.

„Ne is so weel — so weel —“ betonte Anna, während sie den Händedruck der anwesenden alten, ehrlichen Pflegerin Trina erwiderte.

Bevor sich die Verwandten trennten, mußte die Haushälterin Emil Brodersen nochmals herbeiholen. Er sollte — so wünschten es Jost und seine Frau — alles besorgen, was zum Leichenbegängnis gehörte.

Auch hier waltete der Gedanke, die andern könnten zu viel aufwenden. Emil wollten sie hintenherum anweisen, sich nur ja in keinen Übertreibungen zu ergreifen.

Endlich verließen sie gemeinsam das Haus und begaben sich zum Pastor. Er hieß Heilig, wohnte in einem schönen, von Laub umspinnenen Hause neben der alten Steinkirche und war ein guter Mann und trefflicher Seelsorger.

Schon beim Pastor hatten Habermanns gehört, daß der Verstorbene sein Testament mit seinem letzten Willen auf dem Amtsgericht in der nahegelegenen Stadt K. niedergelegt habe.

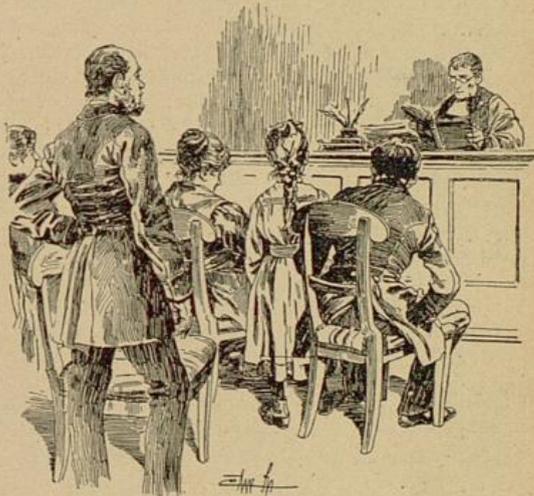
Dahin begaben sich denn auch alle nach Beisehung des Alten, und nachdem sie schon nach Verlauf einer Woche von dem Richter zum Erscheinen aufgefordert worden waren. Jost Habermann und seiner Frau war die Zeit schrecklich lang geworden. Sie schlofen kaum vor Ungeduld und habgieriger Spannung. Zweimal redete die Frau die frühere Pflegerin darauf an, ob sie nicht etwas wisse, ob der Verstorbene nicht bei Lebzeiten etwas geäußert habe. Aber statt befriedigt zu werden, gab Trina die Antwort, daß er ihr, Trina, wiederholt gesagt, daß er sie nicht vergessen werde. Sonst habe er nie etwas über seine Absichten fallen lassen. Es sei denn —

„Nun, nun?“ hatte die Bäuerin gedrängt, und ihr Mund hatte sich geöffnet und ihre unnatürlich großen Zähne waren noch stärker zum Vorschein gelangt.

„Ja, insofern —“ war Trina fortgefahren, und hatte eine Befriedigung darin gefunden, dieser ihr stets widerwärtigen Frau eine Enttäuschung, gar eine rechte Dual zu bereiten, — „als Herr Habermann

mehrmals hinwarf, daß er seine Söhne ja schon bei Lebzeiten so hingesetzt hätte, daß sie nicht noch mehr brauchten. Es wären so viele, die es viel — viel nötiger hätten, und die wollte er auch bedenken.“

„Bei Lebzeiten gut hingesetzt!“ betonte die Frau und der Geiser schoß ihr in die Munddecken. — „Na, davon wissen wir nichts, wohl aber, daß wir von früh bis in die Nacht gearbeitet haben, daß wir uns bloß die Lippen naß machen konnten. Und was



Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden.

sagten Sie denn, Trina, wenn er so sprach? Haben Sie nicht richtiggestellt, was der alte blöde Mann mit dem halben Verstand gesprochen hat? Ne, natürlich nicht, Sie dachten bloß an sich, — Sie wollten bloß für sich recht viel beiseite bringen. — Sie haben wohl auch schon bei Lebzeiten die Augen offen gehalten — Geld konnte er ja nicht mehr ordentlich sehen — da —“

„Wat —? Dat segg'n Se? So wat glov'n Se un truen Se mi to?“ hatte die alte eheliche Person nach dieser böshaften Verdächtigung voll Empörung hervorgestoßen. „Aber von Ihnen kann man ja alles erwarten,“ war sie, nun auch ihrerseits alle Rücksichten beiseite schiebend, fortgefahren: „Sie brachten es fertig und gruben den Leichnam aus und prügelten noch den Toten, weil er Ihnen fünf Pfennig weniger vermacht hat, als Ihrem Schwager.“

„Hol din Mund, wenn du nich wißt, dat ick di mit de Fußt de Lehn inslah,“ hatte wiederum die Frau entgegnet und war, nachdem sie verschiedene Saßlöffel in den Möbeln abgezogen hatte, davongegangen.

Es waren verhältnismäßig recht viele Personen, die als Erben des alten Habermann vom Amtrichter entboten waren.

Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden, und lautlose Stille trat ein, als der Beamte nun nach gewohnter Einleitung das Testament vorlas.

Für einen Seelenforscher und für einen Maler wäre es wertvoll gewesen, die Gesichtszüge der Versammelten zu studieren.

Der Charakter jeder einzelnen Person spiegelte sich bei dieser Gelegenheit in den Gesichtszügen deutlich wieder.

Ein großer Respekt aber würde sie nicht ergriffen haben. Nur in Peter Habermann und seiner Frau Mienen haftete ein Ausdruck von Gelassenheit und ernster Trauer, trotzdem es sich um — Geld — um Geld — handelte!

Selbstamerweise hatte der Verstorbene erst die Legate aufgezählt, die er vermacht hatte.

Die dadurch entstehende fernere Ungewißheit über die Höhe des eigenen Erbtails, aber auch der furchtbare Ingrimm über das nutzlose Verthun des „schönen“ Geldes an „fremdes Volk“ machte das Ehepaar Jost schier plätzen.

Ja, wenn die Frau den „alten Kerl“, den Vater ihres Mannes, jetzt zwischen den Fingern gehabt hätte, sie würde den Toten nochmals erwürgt haben. Trina wußte, was sie gesprochen.

Endlich, endlich machte der Richter eine Pause.

Nun atmeten die beiden auf. Nun kam's. Und jener sprach:

Der nach diesen Legaten noch verbleibende Rest meines Vermögens in barem Gelde und Staatspapieren, welches alles in Höhe von 880 000 Mark bei der Vereinsbank Hamburg für meine Rechnung niedergelegt ist, soll ohne Beschränkung zum freien Schalten und Walten meinem Sohne Peter und seiner lieben Frau allein, jedoch mit der Maßgabe zufallen, daß, falls sie ohne Leibeserben sterben, das dann noch vorhandene Vermögen in den Besitz meines Sohnes Jost und seiner Kinder, aber nicht in das Eigentum seiner Frau übergeht.

Sollten aber Peter und Anna Nachkommen haben, so sollen diese ausschließliche Erben des Besitzes werden. Sollten endlich alle bis auf Stine Habermann sterben, so soll das Vermögen der Langenbuchenholzer Gemeinde zufallen.

Meinem Sohne Jost vermache ich dagegen die ihm bisher in Pacht gegebene Hufe Hoheluft und ebenfalls die gegenwärtig von Peter bewirtschaftete Hufe Reddermoor.

Es ist mein lebhafter Wunsch, wenn auch nicht eine Bedingung meinerseits, daß sich Peter irgendwo anders ankauft. Reddermoor hat er sechs Monate nach meinem Tode mit Wirtschaftsinventar zu räumen und seinem Bruder zu übergeben, eventuell nach beiderseitiger Einigung früher.

Wenn ich so testierte, so leiteten mich dazu berechtigende Gründe und Überlegungen.

Die Anlagen zu Habgucht und Geiz, die leider bei meinen Kindern Jost und seiner Frau sehr ausgebildet sind, will ich nicht noch durch Geldbesitz vermehren. Geld ist ein Teufel, der selbst die besten Menschen zu den aller schlechtesten zu machen imstande ist.

Und wenn ferner Jost und seine Frau bei dieser Erbüberweisung vor ihrem Bruder und seiner Frau

zu kurz zu kommen vermeinen, so haben sie es sich wegen ihrer Haltung gegen mich selbst zuzuschreiben.

— Sie haben mir keine Liebe erwiesen, vielmehr immer durchblicken lassen, daß ich ihnen zu lange lebe.

Liebe weckt Liebe und Wohlthun. Gleichgültigkeit und Härte machen gleichgültig und hart.

Zum Testamentserектор ernenne ich hiermit den Herrn Rechtsanwalt Dr. Spließ in R. Er soll alles nach bestem Ermessen und baldigst ordnen, seine Spotteln dafür anrechnen, und als besondere Gratifikation noch das aus den vorhandenen Vermitteln erhalten, was ihm mein Sohn Peter bestimmt und womit er sich zufrieden erklärt. So geschehen u. s. w.

Man mußte es gesehen haben, wie Jost und Stine mit den Zähnen geknirscht, wie sie vor Enttäuschung, Wut und Aerger die Farbe gewechselt hatten.

Nicht nur die ungeheure Benachteiligung, sondern auch noch die Begründung in Gegenwart all der im Saal anwesenden Personen!

Ihr Inneres war von Haß gegen den Erblasser, ihren eigenen Vater, erfüllt, und dasselbe Gefühl setzte sich fortan in ihnen gegen Peter und Anna fest.

Gleich, nachdem sie das Amtsgerichtsgebäude verlassen und den vor diesem liegenden freien Platz überschritten hatten, war in dem gutherzigen Peter der Entschluß reif geworden, seinem Bruder zu erklären, daß er freiwillig so viel von seinem Erbe abtreten wolle, als ihm nach Schätzung von Sachverständigen bei gleicher Teilung mehr zukomme.

Aber Anna hatte es energisch verhindert. Sie hatte ihn an den Arm genommen und gesagt: „Du sahst vordem Stines feindseligen Blick, und hast es dir eben gefallen lassen müssen, daß sie beide die Hand zurückzogen, als wir ihnen Adieu sagen wollten! Und nun willst du den Schwächling spielen? Nun willst du der Großmütige sein? Nimmermehr! Es bleibt genau, wie dein Vater es bestimmt hat, und weise war's von ihm, daß er wünscht, wir sollen von Langenbuchenholz fortziehen. Das Gemüt kommt ja im Zusammenleben mit diesen neidsüchtigen Menschen nicht zur Ruhe. Und wie würde es erst jetzt werden! Je früher, desto besser fort von hier, wenn schon es uns sonst schwer sein wird, alle unsere Freunde und Bekannten zu verlassen! — Noch mehr, Peter! Es ist Pflicht gegen uns selbst. Ich — ich — fühle unser Leben nicht sicher, wenn wir hier bleiben. — Das Weib sinnt schon heute auf Rache, gar auf — — Mord —“

Wieder wehrte Peter heftig und, nach diesen letzten Worten seiner Frau, mit Entsetzen ab.

Da seine eigene Seele ohne jegliches Arg war, vermochte er so etwas nicht einmal zu denken, viel weniger jemals für möglich zu halten.

Aber in der Sache selbst ließ er sich bestimmen. Er überlegte, daß er das, was er in Folge seines gerechten und billigen Sinnes beabsichtigte, immer noch später ausführen könne. Für ihn ging Geld nicht — wie bei anderen — über alles.

Er hatte andere Freuden, die ihm das Dasein wertvoll machten.

Wenn er ein Kind gehabt, würde seinem Glück überhaupt nichts gefehlt haben.

Am Nachmittag eines der folgenden Tage erhielten Peter und seine Frau Besuch von Emil, dem — nebenbei erwähnt — der alte Herr fünfhundert Mark in seinem Testament „für wiederholte gute Dienste bei verschiedenen Unpfllichkeiten“ vermacht hatte. Er war noch ganz aus dem Häuschen über sein Glück, und er wußte viel Neues zu erzählen.

Einmal berichtete er, daß Jost Habermann entschlossen sei, gegen das Testament Einspruch zu erheben. Er wollte prozessieren, er wollte die leghwilligen Verfügungen seines Vaters angreifen. Er wollte nachweisen, daß von seinem Bruder Erbschleicherei getrieben, auch der alte Mann nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Man habe ihm das Nichtigte vorgelesen, aber das, was nun da stehe, mit seinem Namen unterzeichnen lassen.

„Siehst du, Anna,“ betonte Peter, „da haben wir es! Sollen wir uns in jahrelange Streitigkeiten einlassen? Ich will ihm so viel auszahlen, daß wir beide gleich viel haben! Mir bleibt dann immer noch fast eine halbe Million! Was sollen wir mit all dem Gelde?“

„Wir wollen Stiftungen für arme, bedürftige Menschen errichten, wir wollen reichlich Gutes thun, Peter. Nicht einen Pfennig sollst du deinem Bruder geben. Ich wiederhole dir's immer wieder. Und jetzt erst recht nicht! Da will er gar klagen, öffentlichen Skandal erheben, uns in aller Munde bringen. Das niederträchtige Weibsbild sitzt dahinter!“

Diesmal pflichtete Emil der Frau lebhaft bei. Er hielt mit seiner Ansicht nicht nur nicht zurück, sondern äußerte sich sehr scharf. Das hatte seinen Grund. Auch ihm hatten die beiden Erbschleicherei vorgeworfen. 150 Mark wäre reichlich gewesen, wenn er überhaupt was zu verlangen gehabt. Förmlich „geast“ hätte der alte, unkluge Mann mit dem schönen Gelde, hatte sie geäußert.

Und ferner erzählte er von einer überaus heftigen Scene, die zwischen Stine und Trina stattgefunden.

Trina hatte eine hübsche Summe Geld und das gesamte Mobiliar geerbt, das sich in dem Hause befand, in dem der alte Mann mit ihr während fünfzehn Jahren gelebt und von ihr gepflegt worden war.

Das Haus mit Nebengebäuden, Garten und Ackerfeld sollte nach den Testamentsbestimmungen versteigert und der Erlös für die zwei Kinder des Pastors bis zu ihrer Mündigkeit zinsbar angelegt werden und ihnen später zukommen.

Bereits an dem nach der Rückkehr von der Stadt folgenden Tage war Stine erschienen und hatte der Alten anbefohlen, sogleich die Wohnung zu räumen. Sie habe keinerlei Anrecht, dort auch nur einen Tag länger zu bleiben. Überhaupt sollte sie sich ihrer Wege scheren. — Sie sei eine nichtsnutzige Person, die dem „alten Kerl“ nach dem Munde geschwätzt hätte, die allein schuld sei, daß das empörende Testament zustande gekommen.

Trina aber hatte den Spieß umgedreht und der

Bäuerin erklärt, daß, wenn sie nicht sofort mache, aus fremder Leute Eigentum hinauszukommen, sie den Pastor Heilig, dem nach dem Testament als Vormund seiner Kinder die Verfügung über das Anwesen zustehe, zu Hilfe rufen und dieser ihr den Standpunkt klar machen werde. Wegen ihrer schimpflichen und ehrenrührigen Behauptungen aber werde sie die Klage gegen sie erheben und schon Sorge dafür tragen, daß das nicht zweifelhafte Urteil später in den Zeitungen veröffentlicht würde.

Dann werde sie zu der Strafe noch die ungeheuren Klagekosten haben, Kosten, die sich auf mehrere hundert Thaler in solchen Fällen zu belaufen pflegten.

Ihren Charakter aber hatte die Bäuerin wieder bei dieser Gelegenheit dadurch in das rechte Licht gestellt, daß sie, nachdem sie diese Drohung denn doch erschreckt, höhrend ausgerufen: „Se hebt ja keene Tügen! It war allens för Lügen erklä'n —“

Dann war sie mit hochaufgerichtetem Haupte davongegangen.

Das gesamte Dorf war aufgerührt durch diese Erbschaftsache.

Was Jost Habermann und Frau sprachen, und worüber sie sich in den giftigsten Worten ereiferten, das wurde weiter erzählt, und das geringe Ansehen, das sie noch im Dorf besaßen, sank immer mehr. Dagegen erschienen teils aus ehlichem Interesse für ihre allgemein geachteten Persönlichkeiten, teils aus der üblichen Überlegung der Durchschnittsmenge, daß von Begüterten bei irgend einer Gelegenheit wohl einmal etwas zu erreichen sein könnte, die Einwohner des Dorfes zum Gratulieren und Kondolieren, und es wurde ein allgemeines Bedauern ausgesprochen, daß Peter und seine Frau wirklich die Absicht an den Tag legten, die Dirschaft zu verlassen und irgendwo im Lande einen anderen Besitz zu erwerben.

Vier Wochen nach diesen Vorfällen, während äußerlich Ruhe, wenn auch eine unheimliche Ruhe herrschte, erschien Emil Brodersen bei dem ihm wohlgenigten Ehepaar und hatte diesmal eine ungemein wichtige Botschaft von Jost und seiner Frau zu überbringen. Sie hatten sich an ihn gewandt, weil sie wußten, daß er auf Peter und seine Frau Einfluß besaß.

Daß sie ihn eben erst gröblich beleidigt hatten, und daß er es möglicherweise verweigern werde, den Auftrag auszuführen, kam ihnen, da sie ihm einen „Lohn“ für guten Erfolg in Aussicht stellten, gar nicht in den Sinn.

Um von Peter ohne das kostspielige Prozessieren das größere Erbteil zu erlangen, um dessen Verlust sie nicht schlief und keinen frohen Augenblick mehr besaß, hatte die Frau den Gedanken ausgeheckt, dem kinderlosen Ehepaar eines von ihren Kindern unter der Bedingung abzutreten, daß Peter ihnen gutwillig die ihnen bei gleicher Verteilung zukommende Barsumme auszahle.

Ihr eigen Fleisch und Blut wollte sie hingeben um den Mammon, nach dem ihre Sinne lechzten!

An und für sich war diese ihre Spekulation auf Erfolg auch gerechtfertigt.

Schon hatten Peter Habermann und Frau häufiger überlegt, ob sie nicht ein kleines, liebes Mädchen oder einen kleinen fetten Jungen an Kindes Statt annehmen sollten, waren aber doch immer nicht zu einer Ausführung ihres sehnsüchtigen Wunsches gelangt, weil sie fürchteten, es könne ihre Wahl verkehrt ausfallen. Von einem Kinde konnte man nicht sagen, wie es sich entwickeln werde.

Nachdem Emil lebhaft vorgetragen hatte, wozu ihn die Habermanns oben aus dem Dorfe beauftragt hatten, nickte Peter gleich äußerst beifällig.

Ein Kind seines Bruders als eigen annehmen, zugleich Friede und Einigkeit in Zukunft, das rief ein rechtes Frohgefühl in ihm hervor, das beseitigte im Nu alle Sorgen, mit denen er, der gute, selbstlose, gerechte Mensch, sich trug.

Aber freilich hielten die Hoffnungen nicht lange stand.

„Ein Kind aus der Familie! Und solche Schacherei mit dem Besten, was ein Mensch sein eigen nennt,“ rief die Frau voll Abscheu aus, „nimmermehr!“

Und als Peter denn doch einen Einwand erheben wollte, fuhr sie fort: „Nur keinen von der Brut aus dem Nest, Peter! Sie arten alle nach dem Alten! Der Älteste ist ein böshafter Taugenichts, der den Vögeln die Augen aussticht, die zweite ist ein faules, eitles und widerspenntiges Geschöpf, und die beiden letzten, von denen wir wohl eins haben sollen, sind ungesund und beschränkt. Sicher kommt auch später der Charakter der Eltern noch zum Vorschein. Auch dein Bruder, Peter, ist, abgesehen von seinem widerwärtigen Geiz, nicht von bester Art. Die Geschichte mit seinem Nachbar Hans Alte, dem er nach und nach den Acker verkleinert und die Stücke seinem Grundstück angegliedert hat, ist noch in aller Munde. Hat er nicht das gestohlene Gut herausgeben und noch Bußgeld dazu zahlen müssen?“

Auf diese allerdings zutreffenden Ausführungen vermochte Peter zwar nichts zu erwidern, aber es war ihm doch darum zu thun, seines Schulfreundes Emil Meinung auch noch zu hören.

„Was sagst du, Emil?“ hub er an und warf einen forschenden Blick auf den Barbier.

Emil zuckte die Achseln, und in sein Angesicht, das gewohnheitsmäßig einen gefügigen Ausdruck besaß, trat Unschlüssigkeit. Er befand sich in einer überaus schwierigen Lage, da er bei der Sache interessiert, da es für ihn von Vorteil war, wenn das Ehepaar auf den ihnen von Jost und Frau gemachten Vorschlag einging. Andererseits konnte er sich, wenn er ehrlich war, den berechtigten Einwänden der Frau Anna nicht entziehen.

Es war eine schlechtgeartete Brut da drüben, es war richtig. Er selbst würde keins der Kinder an Kindes Statt annehmen.

Er wählte die Antwort, die seiner Eigenart, nämlich möglichst niemandem zu nahe zu treten, entsprach.

Er sagte: „Die letzte, die kleine Anna, ist ein ganz nettes Ding. Ich glaube, daß Ihr eine gute Wahl treffen würdet. Ueberall ist etwas, und hier bleibt die Hauptsache: es kommt mit einemmal aller Unfriede und Verdruß aus der Welt.“

Natürlich nickte Peter wieder beifällig. Er schöpfte auch schon wieder ein wenig Hoffnung.

Die Frau aber sagte: „Emil kam in der Sache nicht mitsprechen. Er ist nicht unbesungen. Nicht wahr, Emil, Sie haben etwas davon, wenn Sie uns überreden? Es sei Ihnen nur gleich gesagt: wir gehen auf keinen Fall auf den Vorschlag ein, aber es soll Ihr Nachteil nicht sein, wenn Sie etwas anderes zustande bringen, nämlich uns helfen, ein gesundes, hübsches Kind von Eltern zu finden, von denen man weiß, daß sie einen rechtschaffenen Charakter und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Und Ihren Auftraggebern erklären Sie nur, daß wir keins ihrer Kinder annehmen wollten, und erst recht nicht, wenn damit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht würden. Das wäre uns widerwärtig. Und was das Testament anbeträfe, so sollten sie nur ruhig prozessieren. Daß es in der ganzen Gegend einen sehr merkwürdigen Eindruck mache, wenn Jost Habermann, der kaum dem Staatsanwalt vorbeigegangen wäre, andere wegen Unredlichkeiten verklage, ja sogar den eigenen Bruder, wäre ihnen wohl gleich!“

Emil Brodersen bewegte still das Haupt, er erhob keinen Einwand. Für den ihm gewordenen Auftrag hatte er tief dienernd gedankt.

Dann sagte er: „Ich habe noch etwas zu bestellen: Ich soll fragen, wann Sie den Hof abtreten. Jost und seine Frau schlugen vor, daß es gleich geschieht, weil Sie sonst ja auch noch die Einkünfte aus der Stelle für ein halb Jahr bezahlen müßten.“

„Die Einkünfte —?“ fiel voll Erstaunen Frau Anna ein.

„Ja, der Hof soll doch Jost spätestens in sechs Monaten nach Ableben des Alten übergeben werden. Eigentümer, meinen sie, ist Jost schon gleich geworden, also hat er auch das Erträgnis daraus.“

„Ah so — ah so — das ist ja wieder ein schön ausgeheftetes Schelmenstück,“ erklärte die Frau entrüstet. — „Nein, bester Emil! Die Sache ist ganz anders. Nach spätestens sechs Monaten haben wir das Erbe herauszugeben, und solange haben wir natürlich auch die Nutznießung.“

„Hm — ja — wenn Sie darauf bestehen, so würden Jost und Frau auf Herausgabe der Einkünfte klagen —“

„Herrgott, hast du denn keine Blicke, um diese lumpige Gesellschaft von der Erde wegzufegen?“ rief Frau Anna, ihrer Empörung nicht mehr gebietend.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Emil! Gehen Sie zurück und melden Sie den beiden, wenn sie noch einmal mit solch unsaubern Anträgen oder Forderungen an uns heranzutreten wagen, daß wir uns dadurch zu schützen wissen würden, indem wir nachträglich die vertuschte Diebstahlgeschichte mit Hans Alte zu

Anzeige brächten, und dann würde Herr Jost Habermann sicher einige Monate hinter Schloß und Riegel kommen. Den Hof übergeben wir ohne Mobiliar am ersten Januar des nächsten Jahres. Bis dahin haben wir freie Verfügung und Nutznießung. Die durch die Übertragung auf Jost entstehenden Kosten werden halbschiedlich getragen. Und ferner: Von unserem Erbe geben wir, nachdem Jost auch noch mit solchen Ansprüchen hervortritt, jetzt gutwillig niemals auch nur einen Groschen heraus. — Der Eckel läuft uns über bei seiner und seiner Frau Geldgier und schäbigen Habsucht. So und das ist nun unser letztes unumstößliches Wort. Nicht wahr, Peter? Es ist dir alles recht so —?" schloß die Frau.

Und Peter zog die Lippen. Er fügte sich. Im Grunde war's ihm nicht recht, weil er zu jenen ungewöhnlich edlen Menschen gehörte, die nicht zu hassen vermögen, die um der christlichen Liebe willen, wie sie die Bibel vorschreibt, selbst dem Feinde noch das eigene Kleid und das den Hunger stillende Brot überlassen würden.

Als Emil Brodersen das Bauernhaus seiner Auftragsgeber betrat, saßen Mann, Frau und Kinder um den Tisch und aßen. In einem großen Napf besanden sich Kartoffeln und Speck, und mehr gab's auch selten in dieser nur auf möglichste Vermehrung des Geldes berechneten Wirtschaft.

Die Frau richtete einen unruhig gespannten Blick auf den Barbier, und der Mann, ein in seinen Bewegungen sonst träger Mensch, geriet auch insofern in eine starke Erregung, als ein lauernder Ausdruck in seine Züge trat.

Emil aber berichtete, ohne Rücksicht auf die anwesenden Kinder, von dem Resultat, und als die Schar fortgesandt worden war, hielt er auch mit der Schlusserklärung der Frau Anna nicht zurück.

Emil hatte sich schon überlegt, daß er weit besser und sicherer fahren werde, wenn er Peter und seiner Frau ein kleines Mädchen verschaffe, als wenn er für diese hier den Vermittler spielte; so hatte er jetzt nur den Wunsch, seinen Freunden dadurch Verdruß vom Halse zu schaffen, daß er Jost und Frau einschüchterte.

In sehr geschickt gewählten Worten erklärte er, daß wenn sie fortführen, ungerechtfertigte Ansprüche zu erheben und nicht endlich Ruhe gäben, die Frau gegen sie Front machen und ihn wegen Unredlichkeit in Sachen Hans Ulke dem Gericht anzeigen werde.

Daß er sich gütlich mit Ulke geeinigt habe, thue nichts zur Sache. Im Gegenteil. Er habe dadurch, daß er sich mit Ulke verglichen, sein Vergehen eingekräumt. Die Erhebung der Anklage vonseiten des Staatsanwaltes könne nicht ausbleiben.

„Bah —“ stieß der Bauer verächtlich heraus, und ein Ausdruck starker Überhebung trat in seine Züge. „Dat is ja allens Snit-Snaet! Min, lewe' Swägerin ward keen Glück mit ehr Anseige hebb'n! Ik hev Hans Ulke en Stück vun sin Grundstück aßfört, un damit is de Sak reinmaakt. Sverdem hett he mi

schriftlich geb'n, dat ik in gude Slowen hanneln deh, indem ik de Grens verlegt hev.“

Der Inhalt dieser Antwort bewies jedenfalls, daß der Bauer sich für alle Fälle zu sichern gewußt.

Offenbar hatte er seinem Nachbar eine Summe Geld gezahlt, und dieser Umstand hatte Ulke bezwogen, zu einer Vertuschung der Unredlichkeit die Hand zu bieten.

Aber weil sich in Emil der Abscheu allzustark regte, so konnte er doch nicht umhin, den beiden einen Streich zu versetzen. Er sagte deshalb mit sehr geschickt gemachter Einfalt im Ton: „Ja, das wissen die drüben alles! Aber Frau Habermann sagt, es würde Peter Ulke zum Eid getrieben werden, ob er Ihnen nicht zu Willen gewesen. Und wenn er Ihnen zu Gefallen schwören würde, dann würden sie ihm den Meineid nachweisen! Er habe vordem überall erzählt, daß Jost monatelang in den Nächten immer ein Stück mehr von dem Acker für sich entfernt hätte.“

Dem Bauer wurde nach diesen Worten doch sehr unbehaglich zu Mute.

Seine Antwort ging unter in starkem nervösen Käuspern, auch wußte er sich wiederholt über die heiße Stirn.

Was Emil gesprochen, hatte doch äußerst bedenklich geklungen. Hans Ulke war ein schwacher, leicht einzuschüchternder Mensch. Daß er, wenn er so angefaßt, die Wahrheit bekennen, daß er keinen Meineid schwören würde, war sicher.

Aber eben, weil dem so war, und weil's auch der Frau, die schon wiederholt hatte mitsprechen wollen, auch sehr an die Kehle stieg, so nahmen sie jetzt beide gleichzeitig das Wort und suchten Emil von der Grundlosigkeit der Anschuldigungen zu überzeugen. Sie betonten, daß nur höchste Voreingenommenheit und Mißgunst dergleichen über Jost aushäßen, daß nur eine Frau, wie Anna, die im ganzen Dorf als eine der bösesten Klatschen bekannt sei, solche gemeine Beschuldigungen gegen ihn erheben könne.

Und alsdann wieder die Angelegenheit selbst, und darauf ein solcher Schwall von boshafter Feindseligkeit und heimtückischer Rachsucht gegen die Verwandten vonseiten der Frau, daß Emil schier ein Grausen überlief.

Während er den Heimweg antrat und nochmals alles überlegte, was er gehört hatte, stand er unter dem bestimmten Eindruck, Seine Habermann werde, nachdem sie in allem verpielt, nachdem jede Hoffnung dahin war, doch noch auf die begünstigten Erben zu ihren Gunsten einzuwirken, nunmehr zu einem Gewaltstreich schreiten.

Waren die beiden drüben nicht mehr am Leben, dann fiel ihnen nach dem Wortlaut und Sinn des Testamentes die ungeheure Summe ohne weiteres zu. Dann empfing das vor Gier zitternde Herz endlich die Sättigung, nach der es verlangte.

Das Resultat, das Emil erzielt hatte, war im übrigen nicht ungünstig.

Daß die Drohung einen sehr starken Eindruck auf Habermanns gemacht, war sicher. In diesem Sinne

berichtete er auch an einem der folgenden Tage Peter und seiner Frau, und sprach seine Ansicht aus, daß jene zwar die Klage nicht zurückziehen, aber kaum die andere Forderung erheben würden.

Die Zeit war gegangen. Die sechs Monate waren fast ganz verstrichen. Der Prozeß, den Jost angestrengt, hatte zwar die Folge gehabt, daß das Gericht Erhebungen angeordnet und Zeugen vernommen hatte, aber diese Erhebungen und die Aussagen der Zeugen sprachen so sehr gegen den Kläger, daß er mit seiner Klage stritte abgewiesen wurde. Selbst der Rechtsanwalt riet, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen. Es werde nichts herauskommen als Geldverlust.

Zähneknirschend standen sie nun in ihrem Bauernhause in Hohlheit und jammerten. Zudem über die enormen Prozeßkosten!

Und die Hoffnung, bei Reddermoor noch etwas mehr herauszubekommen, war auch sehr geschwunden. Sie fürchteten, daß Anna Habermann ihre Drohung zur That machen könne. Mit ihr war durchaus nicht zu spaßen.

„Weißt du, Jost,“ stieß die Frau heraus, und die Züge ihres Angesichts empfingen etwas Raubtierartiges, — „es gäbe noch ein Mittel, daß wir nicht allein zu unserm rechtmäßigen Anteil, sondern zu allem kommen könnten. — Wir — wir — müßten —“

„Nun ja — du meinst?“ ermunterte der Bauer und stieß, gespanntes Sinnes, den Daumen in den Kopf der Pfeife, die ihm zum Verdruß der geizigen Frau fast immer im Munde hing.

„Ja, ich meine: wir — müßten — uns den Schleicher, den Barbier Brodersen — kaufen. Für reichlichen Lohn — glaube ich — thäte er denen — drüben was in — den Kasse, das — das — wir Zucker aussieht —“

Das Weib zitterte denn doch selbst bei ihrem fürchterlichen Vorschlag. Ihre Handflächen feuchteten sich, ihr Atem ging unruhig, und das Auge wagte sie nicht frei zu erheben.

Der Mann aber fuhr unwillkürlich zurück und stieß nur einen einzigen Laut aus — einen Laut des Entsetzens.

Das war so grausig, was er da eben gehört hatte, daß er nicht begriff, wie sie das vorzubringen überhaupt imstande gewesen war.

War er auch herzlos, habgierig, geizig, selbstsüchtig, hatte er sich sogar dazu hinreißen lassen, in den Nächten dem Nachbar den Acker zu verkürzen, so war er doch kein gemeiner Verbrecher, — war er doch keines Einbruches, keines Mordes, um Vorteile willen fähig.

„Stinne — Stinne, was heßt du für? Ne, ne, up so wat wülln wi uns nich inlaten!“ drang's aus seiner Brust. „Und Emil Brodersen!? De is för so wat nich to hebb'n, un wenn du em hunderttausend Mark toseggst. Blots noch mehr Snackerei giff — un denn sünd wi gans serdig hier. Se wiefen mi all ut in't

Dörr, wenn ik mi seh'n lat. Nüligst, in de Kroog, kunn ik kum en Plads hebb'n. Ne, ne, so wat will ik nich! Abers ik weet wat anners, — ik will noch mal alleen mit Peter spreken. Wat krieg ik vun em herut — un wenn't man en föstigdusend sünd — das ok nich to verachten —“

„Na ja, denn versöt dat ers nochmal,“ gab die Frau unerwartet nach. Sie sah, daß sie zu weit gegangen, daß jedenfalls ihr Mann als Komplize nicht zu gebrauchen war. Wenn sie etwas vornehmen wollte, mußte sie allein, ohne sein Wissen und Zutun handeln.

Die Folge dieser Unterredung war, daß Jost den Barbier bat, ihm eine Besprechung ohne Zeugen mit Peter zu verschaffen. „Er wolle noch einmal — zum letztenmal — versuchen, in Frieden etwas zu erlangen. Und wenn Emil helfe, 100 000 Mark herauszutreiben — alles im tiefsten Vertrauen! — so solle er — 1000 Mark verdienen.“

„Tausend?“ hatte Emil eingewendet. — „Dreitausend sind noch lange nicht genug. Fünftausend muß ich haben, ohnedem thue ich keinen Schritt! Immer soll ich für Sie hin- und herlaufen um nichts. Noch nicht einmal die Barbierrechnung der beiden letzten Jahre haben Sie mir bezahlt —“

Er sprach mit denen in Hohlheit ganz anders als früher! Er wußte, wie sie allein zu nehmen, daß Rücksichten, Zartheiten durchaus nicht angebracht waren.

Und seine Mahnung für die rückständige Schuld hatte er schon lange erheben wollen. Überall war Jost Habermann ein langsamer Bezahler. Er konnte sich nicht von dem Gelde trennen, er berechnete die Zinsen, die er durch Verzug gewann. Erst wenn er scharf gemahnt wurde, zog er den Beutel und murmelte, daß er sein Geld schwer einkriege, daß andere auch ihn langsam befriedigten.

„Na ja, ich will mit Stinne sprechen! Vielleicht auch fünftausend,“ gab der Bauer nach.

„Ne, ne — nicht vielleicht,“ wandte Emil äußerst entschieden ein. „Und ich thue auch nichts, wenn ich die Zusage nicht schriftlich von Ihnen kriege. Es muß in dem Schein stehen, daß ich fünf Prozent von der Summe erhalte, die ich herausschlage. Werden es mir fünfzigtausend, erhalte ich 2500 Mark.“

„Ühm — ühm —“ grunzte Jost Habermann in sich hinein. Aber er stimmte doch zu, hieß den Barbier das Gewünschte selbst aufsetzen und ihm in die Wohnung bringen, damit er es unterzeichne.

Am nächsten Montag — Sonntag mußte Brodersen beim Tanz im Krug aufspielen und Tanzschillinge einkassieren — sollte er sich dann zu Peter begeben, ihn allein beiseite nehmen und alles verabreden.

Daß Peter ein gegebenes Wort halten, trotz etwaiger Einreden seiner Frau, nicht leugnen werde, das wußte Jost von seinem Bruder.

Stinne hatte sich auch einverstanden erklärt, und gleich hingeworfen, daß 50 000 Mark ein Bettel seien.

Er solle mit 250 000 Mark anfangen, dann behielte Peter immer noch weit über eine halbe Million für sich. Ihr kam der größere Appetit schon bei der bloßen Vorstellung des Gelingens.

Im übrigen konnte Emil bei der letzten Unterredung berichten, daß alles günstig liege, weil Anna an diesem Tage um Mittag zur Stadt fahren und erst mit der Landpost um 11 Uhr abends zurückkehren werde. Sie wolle ihre kranke Cousine in K. besuchen.

Er habe ferner Peter vorgeschlagen, noch einmal vor Ausgange des Herbstes am Regelu im Krug teilzunehmen. Er habe sich überlegt, daß Peter dann Bier trinken und infolge dessen leichter zugänglich sein werde. Er wolle noch nach Schluß der Partie mit ihm zechen und ihm vortragen, was er zu sagen habe.

Schon während der Barbier sprach, stieg in der habgierigen Seele der Frau ein Gedanke auf, einer, der sie so erregte, daß sie fühlte, wie sie die Farbe wechselte.

Ja, das waren Nachrichten, die ihr paßten! Das war ein Zusammentreffen von Umständen, das glücklicher nicht gedacht werden konnte.

Sie wußte genau, wo ihr Schwager seine Wertpapiere zu verschließen pflegte. Es befand sich in der Wohnstube ein Eckschrank aus Mahagoniholz mit einer rundlich geschweiften Thür. Diesen Schrank benutzte er teils zur Aufbewahrung seiner Wäsche, teils für den erwähnten Zweck.

Es war sicher, daß sich dort auch gegenwärtig eine bedeutende Summe befand.

Sie hatte durch Emil erfahren, daß ihrem Schwager ein sehr bedeutendes Kapital von einem Gutsbesitzer in der Landschaft Sch. in Staatspapieren aus dem Erbe ausbezahlt worden war.

Dieses Geld wollte sie sich als ein ihrem Manne von Rechts wegen zukommendes Erbteil aneignen. Sie wollte auf diese Weise handeln, da der Erblasser und der Erbe Jost um solches gebracht hatten.

So redete sie sich selbst zu; so beschönigte sie ihr verbrecherisches Vorhaben, so beschwichtigte sie sich aus Furcht vor ihrem Gewissen.

Im Hause war um diese Zeit niemand. Die Diensthofen waren auf dem Felde. Den Schrank vermochte sie mit einem in ihrem Besitz befindlichen Schlüssel zu öffnen. Sie hatte gerade einen solchen Schrank zur Hochzeit vom Alten erhalten. Derselbe Tischler hatte sie einstmals angefertigt.

Je mehr Stine diesen Plan überlegte, desto besser gefiel er ihr.

Es war nur schwierig, zu erfahren, ob wirklich Anna abgereist sei, ob wirklich die beiden Männer im Kruge Regeln spielten.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, beauftragte sie ihr zweites Kind, sich um die Zeit des Abganges der Post in denjenigen Krug zu begeben, von dem der Wagen abfuhr. Es befanden sich im Dorf zwei Wirtshäuser.

Sie sollte darauf achten, ob die Tante mitfahre.

Und gleichfalls schickte sie ihren Jungen zur betreffenden Zeit ins andere Wirtshaus, und hieß ihn nachsehen, ob sich der Onkel beim Kegelspiel beteilige.

Ja, die Tante war abgefahren und hatte sie — wie das Kind berichtete — auch bemerkt und begrüßt. Das war Stine allerdings weniger angenehm. Und der Junge wußte zu berichten, daß der Onkel mit getegelt und gerade alle Neun geworfen habe.

Es war sehr heiß und schwül, als sich Stine auf einem wenig betretenen Umwege nach dem Hause ihrer Verwandten auf den Weg machte. Der Herbst hatte sich gleichsam erinnert, daß er noch einmal einige recht warme Tage vorm Abschied bieten müsse. Er that aber zu viel. Es war fast sommerliche Glut, und der Frau floß der Schweiß von der Stirn.

Sie atmete ordentlich auf, als sie in den Schatten der laubreichen Bäume des Gartens trat, der hinter dem Gehöft lag.

Sie fand auch, wie sie vermutet hatte, die Thür hinten offen. Das entsprach der Sorglosigkeit, die auf dem Lande herrschte. Wenn ihr unerwartet jemand von den Dienstleuten begegnen würde, so wollte sie — so hatte sie sich ausgedacht — fragen, ob ihre Verwandten zu Hause seien, und dann natürlich von ihrem Vorhaben abstehen.

Aber es trat ihr keiner in den Weg, und im Innern waren zwar alle Zimmer geschlossen, aber nirgends war das Schloß abgedreht.

So ging sie denn gleich an ihr Werk, und war auch schon eben im Begriff, den Schlüssel in das Schloß des Eckschrankes zu stecken, als sich draußen ein Geräusch bemerkbar machte, das so verdächtig klang, daß sie jählings zurückschreckte.

Und diesem Geräusch folgte ein Kraken an der Thür, und dieses rührte von Peters Hund Max her. Er schöpfte Argwohn und — bellte — bellte laut und heftig.

Nun war guter Rat teuer. Aber langes Besinnen hatte auch keinen Zweck.

Infolge dessen ließ Stine den „verdammten Köter“ bellen, öffnete den Schrank und begab sich an das Durchsuchen des Inhalts.

Und wirklich fand sie, was sie haben wollte. Da stand Geld in Leinwandtaschen und es lagen da mit schöner Frakturschrift überschriebene Bündel, in denen sich Wertpapiere befanden.

Und eins dieser Pakete enthielt 75 000 Mark Staatspapiere.

Ganz deutlich war's zu lesen.

Zur Sicherheit schnürte sie's noch auf. — Nichtig! Es waren bedruckte Certifikate darin, deren Wert und Bedeutung ihr bekannt waren.

Aber draußen bellte jetzt der Hund wie toll, und sein Toben entfachte in dem Innern der Frau ein Gefühl von Angst, aber auch von Wut gegen die „infame Bestie“.

Dennoch wandte sie sich nochmals dem Schranke zu. Unendlich gern hätte sie auch noch einen der großen, von Thalern und Gold steif strotzenden Geldbeutel an sich genommen.

Schon zuckte ihre Hand danach. Aber ihre Vorsicht behielt trotzdem die Oberhand.

Den Beutel konnte sie nicht wegstecken. Es war zu gefährlich, ihn auch noch mitzunehmen. Schon das große Paket war schwer fortzubringen, sie mußte es unter ihre Röcke verstecken.

Sie beschwichtigte zuletzt ihre rasende Gier durch die Erwägung, daß trotz dieser Entwendung doch vielleicht noch etwas von Peter herauszupressen sei. Daß sie der Dieb gewesen, würde ja nicht herauskommen.

So schloß sie die Schranthür, erhob sich, verbarg das Bündel, wie sie es sich ausgedacht — eben kratzte, schnob, wütete und bellte der Hund wieder dermaßen, daß ihr denn doch sehr schwül zu Mute ward — und setzte sich in Bewegung.

Sie begann damit, daß sie, bevor sie die Thür öffnete, ihm lockende



Worte zurief. Sie that's, ob schon sie wußte, daß es wohl nicht viel helfen werde. Er war sehr mißtrauisch, und er war ihr niemals geneigt gewesen, war ihr vielmehr mit seinem richtigen Instinkt stets feindselig, unwillig und knurrend begegnet.

Endlich

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor.

machte rasch eine auf sanftes Streicheln seines Fellens berechnete Bewegung. Aber was sie schon befürchtet hatte, das geschah.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor, brauchte trotz ihrer energischen Abwehr und Schläge die Zähne und biß sie dermaßen in den Arm, daß sie vor Schmerz aufschrie.

Und als sie dann die Wut ergriff, und sie ihn, ihrer Sinne nicht mächtig, an der Kehle zu packen suchte, biß er sie auch noch unterhalb des Auges in die Wade.

Erst als sie eine draußen an der Mauer stehende eiserne Schaufel mit hartem, langem Stiel ergriff und ihm einige furchtbare Schläge zu versetzen wußte, also daß das Geschöpf mit zerbrochenem Rückgrat laut wimmernd zusammenbrach, hatte sie Ruhe und konnte sich — eben strömte ein starker Gewitterregen vom Himmel hernieder — unbehindert entfernen.

Wiederum machte sie einen Umweg, und weil's fortwährend vom Himmel herabgoß, begegnete sie auch niemandem.

Aber solche Schmerzen plagten sie, und eine solche

Anschwellung der Wunden erfolgte, aber auch solche düstere Vorstellungen bemächtigten sich der Frau, während sie dahinwanderte, daß sie im Hause in einer äußerst zerknirschten Stimmung anlangte.

Was sollte sie sagen, woher sie diese Wunden erhalten hatte? Sogleich umdrängten sie auch die Kinder und fragten.

Kurz und rauh stieß sie sie von sich, schloß sich ein und begann mit Kühlen des Armes und der Wange.

Als später ihr Mann, der zum Rademacher gegangen und zurückgekehrt war, anklopfte, öffnete sie nicht. Sie erklärte, sie sei unwohl und müsse Ruhe haben. Er möge mit den Kindern allein essen und sich im An'au schlafen legen.

Jost schüttelte den Kopf, aber fügte sich. Sie hatte häufig „Rücken —“ und so fiel's ihm weniger auf.

Die ganze Nacht blieb der Frau die Ruhe fern. Sie stieg aus dem Fenster und kühlte immer wieder die Wunden am kalten Wasser des Brunnens. Aber wenn sie auch zeitweilig Erleichterung verspürte, so blieb doch ein eigentümliches Wühlen im Blut, das, als sie sich endlich ins Bett warf, einen Charakter annahm, der ihr jählings den Gedanken einflößte, sie könne an dem Biß des tollwütigen Hundes zu Grunde gehen.

Sie wußte von solchen Fällen, von unheilbarer Blutvergiftung.

Und dann stieg nach der Nacht der helle Morgen empor. Im Halbschlaf, unruhig, stöhnend lag das Weib da, bis dann Jost gegen Mittag endlich laut und heftig an die Thür pochte, sie ihm öffnen und ihm — dem grauste — alles enthüllen mußte.

Schon an demselben Tage verbreitete sich wie mit Sturmwind die Nachricht im Dorf, daß Peter Habermanns Hund getödtet, ein Dieb ins Haus gedrungen und Peter 75 000 Mark entwendet worden seien.

Aber noch mehr! Es begann — da man sich natürlich in nahe liegenden Vermutungen erging — ein Zischeln und Raunen in allen Kreisen, daß an diesem Diebstahl die eigene Familie beteiligt sei.

Und das Schwätzen und Flüstern nahm solchermaßen zu, daß der Ortsvorsteher und der Gendarm am folgenden Vormittag in dem Bauernhause des Jost Habermann erschienen, um ihn und seine Frau einem Verhör zu unterwerfen, ja, die Wohnung zu untersuchen.

Entsetzliche Stunden hatten Mann und Frau in zwischen verlebt.

Jost forterte die Angst vor Entdeckung. Er war so verschüchtert und hatte solche Furcht, sich überhaupt mit Menschen einzulassen, daß er nicht einmal den sich am nächsten Vormittag meldenden Emil Brodersen vorließ. Wenn der auch das Beste zu berichten hatte, so besaß das gegenwärtig doch keinerlei Wert für ihn. Die Frau lag da bestimmungslos an einem Nervenfieber. Sie phantasierte fürchterlich immer wieder über denselben Gegenstand. Sie eiferte mit dem Hund; sie schlug nach ihm, und dann wieder

schrie sie, weil sie sich verfolgt glaubte, auf und wollte aus dem Bett. Aber sie sprach auch von dem Schatz, den sie besaß, den man ihr nehmen wollte. Sie drängte ihren Mann, ihn im Garten zu vergraben.

Den Arzt zu rufen, war unter solchen Umständen nicht ratsam, ja unmöglich. Und doch konnte nur er — wie Jost urtheilte — helfen, — das Leben der Frau retten.

Und wie er sich mit dem gestohlenen Gelde verhalten sollte, — er wußte es nicht. Am liebsten hätte er es seinem Bruder ungelesen wieder hingelegt.

Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß es fehlte. — Aber vielleicht war der Diebstahl doch schon entdeckt. Der Hund war sicher den gegen ihn geführten Schlägen erlegen. Dieser Umstand hatte natürlich zu Nachforschungen über die Gründe geführt.

Und nun erschien plötzlich der Amtsvorsteher und der Gendarm in Josts Wohnung, und die beiden steckten eine Miene auf, daß ihm das Herz stockte.

Während die Kinder an der Thür der Wohnstube horchten, in die zu ihrer Neugierde die Männer mit ihrem Vater gegangen, während im Schlafgemach die Mutter immerfort dermaßen tobte, daß sie vor Angst zusammenfahren, fand das Verhör statt. Und dieses endete damit, daß Jost, der nichts zu wissen erklärte, der leugnete, weil ihn die Vorstellungen der Folgen seines Bekenntnisses doch noch weit mehr bedrängten, als Angst und Gewissensdrang vorläufig Macht besaßen, aufgefordert wurde, seine Frau herbeizuholen. Auch sie sollte einem Verhör und deshalb unterworfen werden, weil ein kleiner Junge ausgesagt hatte, daß er sie während des Gewitters in der Nähe der Hofstelle von Peter gesehen habe.

Nun war's schier aus. Nun zitterten dem Bauern dermaßen die Glieder, daß er kaum zu gehen vermochte. Dennoch erklärte er, nachsehen zu wollen, ob der Zustand seiner Frau eine Besprechung zulasse.

Aber als er dann die Wohnstubenthür öffnete, schrielen plötzlich die Kinder, die sich in der Tenne aufhielten, mit heulenden Lauten auf, und als die Anwesenden herbeieilten, sahen sie Steine im Nachtgewand an ihnen vorüberschießen und kreischend, als ob sie von Gespenstern verfolgt werde, den Ausgang nach dem Vorplatz nehmen.

Und ehe man es hindern konnte, flog sie auf den gleich zur Linken befindlichen Ziehbrunnen zu, schwang sich auf die Brüstung und stürzte sich, mit dem Kopfe voran, hinab.

Und bei diesem Sturz zerschellte ihr Haupt an der Steinwand, und ein grauenhaft zerstückelter Leichnam wurde später von den Knechten ans Tageslicht geschafft.

Dieser grausige Zwischenfall nahm die Gemüther der Amtspersonen vorläufig so sehr gefangen, daß sie Jost nicht in Haft nahmen, sondern sich nur noch an die Durchsuchung sämtlicher Räume begaben.

Sie fanden indessen nichts; sie konnten auch nichts finden, da Jost inzwischen das Paket in der Doppelwand eines alten Bettes, in dem er auch seine übrigen Werksstücke versteckt hielt, verborgen hatte.

Und also, da Jost immer noch nichts zu wissen erklärte, die Frau nicht mehr gefragt werden konnte, und die Untersuchung kein Resultat ergeben hatte, mußten sich Amtsvorsteher und Gendarm nach dreistündigem Aufenthalt unverrichteter Sache wieder entfernen.

„Erst weitere Untersuchungen würden hoffentlich ein Ergebnis herbeiführen!“

Und abermals war's Nacht. Die Leiche der Frau war in dem Anbau gebettet. Sie hatte ausgelitten. Sie war dem irdischen Rächer entgangen und unterlag nun einem höheren Richter. Die Kinder, die durch den Vater einigermaßen besänftigt worden, schliefen. Nur Jost wachte. Er saß auf dem Bett-rand, das Angesicht in die Hände vergraben, und grübelte und stöhnte.

Allzuviel war's, was sein, wenn auch sonst so kaltes Gemüt betroffen.

Die Frau, die Mutter der Kinder, tot, er fortan vereinsamt! Doppelt einsam, weil er sich nicht verhehlte, daß die Menschen eine richtige Ahnung hatten, die Ahnung, daß er der Dieb oder wenigstens der Fehler sei. Und daß ihm die Schande anhängen werde alle Tage — und daß auch die Untersuchung noch nicht beendigt sei!

Würde er ferner ebenso standhaft leugnen können? — Würde ihn sein unruhvolles Gewissen nicht treiben? — Schon jetzt folterte es ihn dermaßen, daß er sich wie erlöst fühlen würde, wenn er das schreckliche Geheimnis von sich werfen könne.

Aber während er so dasaß — ein völlig Geschlagener — wurde plötzlich von draußen an das Fenster geklopft. Und als er entsetzt emporschrak und hinaus-schaute, sah er — seinen Bruder Peter vor sich, der ihm eilige versteckte Zeichen machte, daß er öffnen solle.

Aber nicht ernst, nicht vorwurfsvoll sah der aus, nein, milde, gültig, sanft und liebevoll wie ein Christus, dessen Angesicht er trug.

Und als er ihn dann zitternd vor Erregung ins Haus gelassen, als sie einander gegenüber saßen, da sprach Peter: „Ich weiß, daß es deine Frau gewesen ist, die die Papiere entfernt hat. Ich weiß, daß du sie in Verwahrung hast. Gib sie mir! Ich will erklären, daß ich Unrechtes behauptete, daß ich vergessen hätte, ich habe grade sie an einem anderen Ort verwahrt gehabt. Und damit man mir glaubt, will ich sie vorzeigen und dadurch euch von aller Schuld freisprechen. Ich vergesse nicht, daß du mein Bruder bist und daß wir uns einst als Kinder lieb hatten und uns verstanden. Und wohlgemerkt: diese 75000 Mark will ich schon bei Lebzeiten deinen Kindern als Eigentum überweisen. Wenn alles vergessen ist, so will ich sie dir ausliefern. — So, Jost, und nun lasse uns künftig wieder Freunde sein! — Und geh in dich! Wirf die greuliche Habgucht und die Engherzigkeit ab! Sei ein Mensch, einer, von dem man fortan als einem solchen mit Achtung spricht!“

Dem Mann, der das hörte, schmolz das bisher

versteinerte Herz. Ja, das war ein Christus ähnlicher Mensch, der eben gesprochen.

Unwillkürlich fiel sein Kopf herab, stromweise schossen ihm die Thränen aus den Augen, und ein Beben flog durch seinen Körper. Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust und flüsterte: „It bün nich wert, dat du so to mi jpriffst, Peter. — It bün slecht — ich hev di un din Frau alltoveel aftobed'n.“



Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust.

Aber Peter ließ ihn in seiner hochherzigen Weichheit nicht einmal ausreden. Er küßte ihn zärtlich und sagte: „Du sollst es nur gleich wissen, Jost, meine Frau ist mit allem einverstanden. Sie billigt, was ich heute nacht thue. Nur eine Bedingung macht sie: Du sollst dem Vermittler, du sollst unserm Schulkameraden Emil, von diesem Gelde einen Anteil zahlen. Er hat's verdient. Willst du?“

Jost nickte nur; er konnte nicht reden. So gerührt, so glücklich, so erleichtert war er, daß er unwillkürlich ein Gebet zum Himmel sandte, aber auch nochmals und abermals seinem Bruder in seinem überstömenden Gefühl die Hand drückte.

Und dann schlich allmählich der Morgen auf leisen Sohlen heran, und leise entwich Peter und eilte auf Umwegen seiner Wohnung zu.

Denksprüche.

Das, was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn;
Wir stehn uns selber viel zu nah,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Freundesrat — früh und spat!
Freundesthat — seltna Saat!
Über der Freundschaft Opfer bringen,
Schreib zu den Wundern und heil'gen Dingen.
Viktor Bläthgen.

Von einem gar bössartigen Teufel.

Standrede des Hinkenden.



In einem Winterabend saßen wieder einmal die Getreuen des Hinkenden, der Bürgermeister, Peter der „Medizinalrat“, Kilian der Hufschmied und noch einige ehrbare Bürger, am runden Tisch im „Löwen“ und politisierten. Den Anlaß zu ihrer Unterhaltung hatte ein Artikel in Blättle gegeben „über die Zunahme der Verbrechen.“

„Ganz richtig gesagt wird's da in unserm Blättle: nichts anderes ist daran schuld, als daß die Leute keine Religion mehr haben. Laßt nur erst die Kapuziner wieder ins Land kommen, dann wird alles besser werden.“ In diesem Augenblick hielt ein Wägele vor dem Wirtshaus und alle riefen erfreut: „Der Hinkende!“ — und er war es auch, und etliche Minuten darauf saß er ebenfalls am runden Tisch, und der Löwenwirt stellte schmunzelnd einen Schoppen Marktgräßler vor ihn hin. Der Hinkende aber schob kopfschüttelnd das Glas beiseite.

„Was fällt Euch ein, Hinkender,“ brummte der Löwenwirt gekränkt, „ist Euch mein Marktgräßler nicht mehr gut genug?“

„Euer Marktgräßler ist so gut, wie er nur sein kann,“ meinte der Hinkende, „aber ich bin bei der Fahrt durch und durch kalt geworden, und,“ wendete er sich an die Löwenwirtin, die mit ihrem Strickstrumpf hinter dem Ofen saß, „eine Tasse Kaffee ist das Beste in diesem Falle.“

„Der Wein wärmt aber doch ebenso gut,“ brummte der Löwenwirt, „das wissen doch wir Bauern am besten!“

„Darüber möchte ich gerade mit Euch heute ein Wörtlein reden,“ meinte der Hinkende, „wenn's Euch recht ist; aber ich möchte die Unterhaltung nicht stören. Darf ich vielleicht fragen, wovon eben die Rede war?“ wendete er sich an den Bürgermeister.

„Wir haben eben über einen Artikel in Blättle gesprochen, über die Zunahme der Verbrechen, und da heißt es sehr richtig, daß daran nichts anderes schuld ist, als weil die Leute keine Religion mehr haben und daß da nur die Kapuziner noch helfen können.“

„So, meint Ihr?“ erwiderte da der Hinkende, „die Kapuziner? Ja, das waren einmal gewaltige Redner, das muß man ihnen lassen und das Standredenhalten war ihre Spezialität; man sah ordentlich die Teufel lebhaftig vor einem tanzen, wenn sie beschrieben, wie es in der Hölle ausschaut und wie es da zugeht. Wenn's den Herren aber recht ist, so will ich Euch heut' abend auch einmal eine Kapuzinerpredigt halten, und zwar über einen alten